

Die Elbawe

Blätter für Sächsische Heimatkunde

„Die Elbawe“ erscheint 14tägig, für die Bezieger des „General-Anzeigers“ kostenfrei. Hauptgeschäftsstelle Kößchenbroda, Güterhoffstr. 5. Fernspr. 6
Schriftleiter: A. Schruth, Kößchenbroda-Naundorf.

Volkslied und Mundartdichtung in Sachsen

An der Hand von Beispielen dargestellt von Dr. Alfred Müller.

(Nachdruck verboten.)

L
Wir gedenken unseren freundlichen Lesern in zwangloser Abfolge eine Reihe bemerkenswerter, durch Eigenart, Trefflichkeit, Innigkeit oder auch Drolligkeit sich auszeichnender Erscheinungen aus den Gebieten des Volksliedes und der Mundartdichtung vorzuführen und, soweit dies erforderlich erscheint, zu erläutern, wobei es oft genügen wird, sie in die rechte sachliche oder zeitliche Beleuchtung zu rücken. Die Zusammenstellung Volkslied und Mundartdichtung wird wohl kaum jemand wundernehmen, da sie durchaus sachgemäß ist; denn in ihnen beiden spiegelt sich das Denken, Empfinden und Streben des Volkes am unmittelbarsten wider, in ihnen haben wir die Volksseele klar vor uns liegen.

Zum tieferen Verständnis der beiden Kunstgattungen wird es mancher allgemeinen Darlegungen bedürfen. Wir werden uns bemühen, diese möglichst kurz zu fassen und sie auch, soweit tunlich, in kleinere Abschnitte zu verteilen. Und so soll uns heute zunächst als eine Art Einleitung das Verhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache beschäftigen.

Leider ist das Vorurteil, das manche Leute der Volksmundart entgegenbringen, nicht so leicht zu überwinden. Ich kenne einen Vogtländer von gelehrter Bildung, der zur Not alle Mundarten gelten läßt, aber das Vogtländische, seinen heimischen Dialekt, über die Maßen häßlich findet, trotzdem ihn ein E. N i e d e l zum Ausdruck feinsten dichterischen Empfindens, zur Gestaltung tiefgesehener, lebensvoller Charaktere verwendet hat, die hoch dem Vogtländer in erster Linie zum Herzen sprechen müßten. Unbegreiflich, nicht wahr? Indessen seien wir ehrlich! Ähnlich, wenn auch nicht in so kraffer Weise, ergeht es uns Sachsen im allgemeinen. Wir finden das Schwäbische besonders um seines schelmischen Zuges willen reizend, das Bayerische klingt uns bei der Dürbheit wohlthuend herzhafte, wir befreunden uns wohl auch mit den niederdeutschen Mundarten, die uns so bodenständig kräftig vorkommen; aber unserer heimischen Mundart gegenüber werden wir das Gefühl schwerlos, daß sie nur eine Verstümmelung des Hochdeutschen, der Schriftsprache sei, und unter eifrigem Bemühen geht dahin, möglichst jede Spur davon in unserem „gebildeten“ Deutsch zu unterdrücken. In Oesterreich, in Süddeutschland dagegen spricht man mit

sichtlichem Behagen einen etwas gemilderten Dialekt nicht nur im geselligen Verkehr des Alltags, sondern auch dienstlich, und nur die gehobene Sprache des öffentlichen Redners sucht ihn völlig zu vermeiden; ja, bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus wurde auch auf der Kanzel noch geschwäbelt und geästereicht.

Daß gerade die Mitteldeutschen und am stärksten wir Sachsen die heimische Mundart als ein verdecktes Schriftdeutsch empfinden, hat seinen Grund darin, daß unsere Volkssprache dem Schriftdeutschen so nahe steht, näher als irgendwelche andere Mundart. Ist doch unsere Schriftsprache von Luther mit Zugrundelegung der kursächsischen Kanzleisprache im wesentlichen aus der meißnisch-obersächsischen und der ihr nahe stehenden thüringischen Mundart heraus entwickelt worden. Seitdem hat sich die Volkssprache bei uns, gemäß den allgemeinen Gesetzen der Sprachgestaltung, im wesentlichen ungehemmt weiterentwickelt; hingegen ist die Entwicklung der Schriftsprache zwar nicht aufgehalten (man vergleiche Luthers Tischreden mit Goethes Gesprächen oder Bizmarks Gedanken und Erinnerungen), aber ungemein verlangsamt worden durch die schriftliche Festlegung, die amtliche Regelung und Pflege, die schulmäßige Behandlung; und infolge des verschiedenen Entwicklungstempos klaffen die beiden Sprachgestaltungen mehr und mehr auseinander. So erscheinen uns die Abweichungen der Volksmundart von der Literatursprache fehlerhaft; wir fühlen uns veranlaßt, sie zu bekämpfen.

Demgegenüber ist mit größter Entschiedenheit auszusprechen, daß die Weiterentwicklung der Volkssprache ein durchaus naturgemäßer Vorgang ist, ebenso naturgemäß wie etwa das Wachstum in der Tier- und Pflanzenwelt. Die Prachtentfaltung hat die Zentifolie mit ihren Abarten, wie sie zärtnerliche Kunst geschaffen hat, vor dem bescheidenen Beckenröschen voraus; aber in unbeeinflusster Entwicklung ist dieses gewachsen und bringt es seine Früchte zur Reife — dem Naturforscher gilt es mehr als seine üppigen, stolzen Schwestern. So hat auch die Volkssprache der Schulsprache gegenüber, wo sie voneinander abweichen, gewöhnlich das Recht auf ihrer Seite. Eine Anzahl Beispiele mögen das beweisen.

Den Mann, der Fische macht, nennt der Erzgebirger in regelrechter Sprachbildung Fische (abgeleitet von Fisch wie Fischer von

Fisch); die Form Fische, die die Schriftsprache zeigt, ist in falscher Anlehnung an Wörter wie Schindler (Schindelmacher), Scheffler (Scheffelmacher), Wechsel, Schlegler usw. gebildet. Unsere verbreitetste Köhnik-Baumfrucht heißt erzgebirgisch Birr; da ist aber nicht etwa ein n durch nachlässige Aussprache ausgefallen, sondern die ursprüngliche Stammform (mhd. bire, lateinisch pir-us) sprachrichtig erhalten, während sich in der Schriftsprache das n der Mehrzahlform in die Einzahl eingeschlichen hat.

Die Schulsprache zählt etwas eintönig: eins, zwei, drei (dieser Eintönigkeit halber hat man ja neuerdings im Fernsprechverkehr die altertümliche Form zwo, die eigentlich nur dem weiblichen Geschlecht zukommt, wieder hervorgeholt). Aber das dreimalige et ist auch nicht ursprünglich. Im Mittelalter zählte man: ein, zweene, dri, woraus sich lautgemäß im Vogtländischen und Erzgebirgischen äns, zwee, drei entwickelt hat, während es im Obersächsischen eens, zwee, drei lautet. Im Gegensatz dazu ist die Scheidung der Selbstlaute in elf, zwölf willkürlich geschaffen, also im Grunde genommen falsch; die Volkssprache hat überall elf (aus eilf, eilf) und zwelf (aus zweilf).

Statt nicht heißt es im Gemein-sächsischen, der vermittelnden Sprache, in der sich die Glieder der vier sächsischen Stämme (Vogtländer, Erzgebirger, Meißner, Bautzener) zusammentreffen, meist nich, bei den Meißnern und Bautzenern auch bloß ni. Aber beide Wörter, nich so gut wie ni, sind nicht etwa Verstümmelungen von nicht, sondern alte gute Formen der Verneinung: nich aus ni-uch entstanden, ni die eigentliche uralte Verneinungspartikel (vgl. franz. und lat. ne).

Wer den Vogtländer und Erzgebirger geläbn statt glauben sagen hört, meint wohl, daß hier durch eine auf Bequemlichkeit ruhende Artikulationsträgheit ein e eingeschoben sei (wie auch in gleich für gleich usw.) Tatsächlich aber handelt es sich in diesem Fall um die Vorsilbe ge, die nur in der Schriftsprache durch Zusammenziehung verdunkelt ist — in ihr also liegt eine Unregelmäßigkeit vor. Es ist eine bemerkenswerte sprachliche Tatsache, daß im Deutschen die beiden tiefsten seelischen Gehaltes vollen Zeitwörter glauben und lieben aus der gleichen Urwurzel gebildet sind (lub-begeben, gern wollen).

Auch die Formen ooch, loofen, loo-